

Lassalles Tod.

Ein Brief der Gräfin Hayfeldt.

Die „Schaubühne“ bringt einen bisher nicht veröffentlichten Brief der Gräfin Hayfeldt, der vertrauten Freundin Lassalles, über seinen Tod, der am 28. August 1884 erfolgt war.

Lieber Herr S.,

meinen Schmerz nur begreifen, das vermag Niemand. Mit ihm ist alles Vergangene wie Gegenwart u. Zukunft für mich verfallen. Die Mühen u. Aufopferungen meines Lebens waren mit ihm u. für ihn, der Jüwe derselben in ihm verkörpert seine Größe mein Ruhm u. Rechtfertigung u. in dem Augenblick wo er die Früchte seiner Anstrengungen in der Hand hielt, der Sieg über Verleumdungen u. Feinde anbrach, wird er mir auf so gräßliche Weise entzogen. Er war mir zugleich Kind wie ich für ihn sorgte und Freund und Stütze. Wie nur ich ihn noch allen Seiten konnte seine geheimsten Gedanken kannte von mir hatte er nie ein Mißverständnis zu befürchten und dachte laut eben so hat mich niemand ganz gekannt als er. Ich sehe nun ganz allein an seinem Grabe der mir so oft versprochen, mir die Augen zuzubringen. Wenn ich fähig wäre einen Augenblick mich zu trösten über den Tod des Freundes was kann mir die Seele die er mir hinterläßt erlegen wo finde ich die Gleichgültigkeit der Ideen der Jüwe das Verständnis aller Gedanken selbst des Geistes die uns dieselben Beschäftigungen möglich u. gleich angenehm machten? Für mich kann der Schmerz nur täglich tröstlicher werden. Mein Tagewort ist nur noch seinen Nachruhm durch Veröffentlichungen zu heben, Klage gegen seine Würde. Die Feiertage in Frankfurt u. Mainz waren so grobhartig wie ich nie etwas gesehen u. dadurch verhindert hat mir weder Ihren Brief erst gestern Abend geben können u. ich schreibe auf dem Dampfschiff neben seiner Leiche auf der Reise nach Köln die ich so oft mit ihm lebend gemacht. Es geht das Gefühl, daß eben wegen der Grobhartigkeit der Demonstrationen u. der großen Erbitterung, die sich zeigt in Köln genötigt werden solle, sofort mit ihm direkt nach Berlin abzufahren um die enorme Demonstration die sich in Düsseldorf vorbereitete zu bereinigen, in diesem Fall an den ich zwar nicht glaube könnte ich schon Dienstag Morgen oder Abend in Berlin sein oder Mittwoch morgen spätestens. Ich telegraphiere sofort in Köln darüber an Sie. Wenn es nicht der Fall ist, so komme ich frühestens Mittwoch Morgen, spätestens Donnerstag Morgen nach Berlin. Ich telegraphiere dies auch nach. Sorgen Sie für feierlichen Empfang mit Musik und Gesang am Bahnhof, Zug zur Begleitung nach dem feierlichen Leichenhause wo aber hoffentlich ein anständiger Aufenthalt für den Sarg vorbereitet ist. Das hat in allen Städten wo Aufenthalt gemacht wurde stattgefunden. Sie werden in Berlin wo er sich so abgemüht nicht nachsehen. Von der wirklichen Beerdigung kann noch so bald nicht die Rede sein.

Was die Todtenfeier anbelangt von der Sie mir schreiben so glaube ich wie Weder der mitkommt daß eine Feier in einem großen Saal mehr den Charakter der Deffinitivität trägt u. daher vorzuziehen es würden Neben natürlich dort zu halten sein. Was die Feier in Lassalles Wohnung anbelangt so ist sie mehr eine Freundesfeier wenn auch noch so groß. Ich finde diesen Gedanken sehr schön und meinem Herzen sehr wohl u. hoffe sehr daß es geschieht. Die öffentliche Todtenfeier müßte vorausgehen ein aber nicht so sehr wenn sie auch erst zwei Tage vor der Ankunft statt fände wäre gleichgültig. Ich höre mit Verdruss daß Herr Hofhof noch Entschuldigungen u. Schutz für die Mörderin sucht die Lassalle in seinen letzten Tagen eine verworfene Digne nannte. Zugleich bedrängt mich sehr daß er auf den Antrag der Schwester (weder Mutter noch Schwester hat er auf seinem Todtenbette nur mit einer Stube erwählt), während er meine beiden Hände in seinem dreitägigen Todestampfe nicht losließ die überhaupt vor gesetzlicher Vorlage des Testaments gar kein Recht haben, Lassalles Wohnung gesiegelt hat, er hätte wohl mein weit

Hinter seinem Rücken habe ich sie aus übertriebenem Eßiggefühl gerufen hätte ich gewiß welche gemeine Gabsucht Gefühllosigkeit jedem Art sie seinem Andenken u. mir in deren Armen er eben gestorben schon in den ersten Stunden antun würden ich hätte es nicht gethan. Diese Frauen die vor mir frohen nicht Dankbarkeit genug mit vorheucheln konnten so lange er lebte! Es ist mir nichts erspart geblieben zur tiefen Enttäuschung aller Anwesenden.

größeres moralisches ihm bekannte Recht so weit achten können, daß er meine Ankunft abwartete.

Leben Sie wohl wir kommen bald an ich muß schließen, meine besten herzlichsten Grüße für Sie u. Ihre Frau, ich weiß Sie lieben Lassalle wahrhaft.

S. v. Hayfeldt.

Tier-Hypnose.

Im Gegensatz zu den früher weitverbreiteten Ansichten über den Hypnotismus, die in dieser Wissenschaft etwas Uebernatürliches erblickten, wurden in neuerer Zeit die hypnotischen Erscheinungen als ein rein physiologischer Prozeß erkannt. Versuche, auch Tiere zu hypnotisieren, lassen sich, wie Dr. M. H. Waage im letzten Heft der Zeitschrift „Meer und Land“ ausführlich darlegt, durch Jahrhunderte zurückverfolgen.

Am 17. Jahrhundert hypnotisierte Daniel Schwenter, Universitätsprofessor in Altdorf, eine Henne, indem er sie mit dem Schnabel auf den Tisch hielt und von beiden Seiten des Schnabels einen geraden Kreisbogen zog. Zwei Jahrhunderte später wurden ähnliche Versuche auch mit Gänzen, Truthähnen, Tauben, Enten und verschiedenen Singvögeln von dem deutschen Hypnologen Czermak unternommen, wobei festgestellt wurde, daß die Tiere auch ohne Kreisbewegungen in diesen Zustand gebracht werden konnten. Aus Versuche mit kleinen Säugetieren gelangen. Ergriff man z. B. ein Meerschweinchen oder Kaninchen mit beiden Händen und legt dann das betreffende Tier auf den Rücken, so hören nach wenigen Augenblicken des Festhaltens die Furcht- und Umdrehversuche auf. Die Tiere wie das ganze Tier bleiben nach dem Loslassen unbeweglich liegen. Auch Eidechsen, Schlangen, Frösche, ja selbst wildlose Tiere wie Krebse können in hypnotischen Zustand versetzt werden. Während bei den Wirbeltieren die betreffenden Erscheinungen nur künstlich hervorgerufen werden können, zeigen sie sich bei den Wirbellosen teilweise geradezu als Schutzanpassung, also in engstem Zusammenhang mit dem biologischen Verhalten dieser Tiere. Besteht hier auch das „Magnetisieren“ von Krebsen. Durch „magnetische Striche“, die sie vom Schwanz zum Kopf hin ausübten, verlegten frühere Magnetisierer angeblich die Krebse in hypnotische Starre.

Czermak hat nun gezeigt, daß es dieses Magnetisierens gar nicht bedarf, sondern daß man den gleichen Effekt erzielt, wenn man die Tiere bis zum Aufhören ihrer Zuckertätigkeit kurze Zeit in Rückenlage festhält.

Der Hypnose nahe verwandt sind auch die merkwürdigen Erscheinungen, die die Stabheuschrecken darbieten. Sie sind Nachttiere, d. h. sie bewegen sich, um ihre Nahrung zu suchen, nur des Nachts. Bei Tage hingegen nehmen sie eine eigenartige Schutzstellung ein, bei der der Körper völlig regungslos und vollkommen gerade an einem Blatt oder Zweig frei hängt. Auf diese Weise sind sie kaum von der Umgebung zu unterscheiden. Wie die Fortschritte von Schleich erweisen haben, ist es der Beleuchtungswechsel, der die Schutzstellung hervorruft; denn nach vorausgegangener Dunkelheit genügt bereits eine sehr schwache plötzliche Beleuchtung, um den Uebergang in die Schutzstellung hervorzurufen.

Während Darwin solche Erscheinungen als Wirkungen von Schrecklähmung auffaßt, neigen Czermak und andere Forscher der Meinung zu, daß es sich um mit der menschlichen Hypnose identische Zustände handle. Es stellte sich heraus, daß in physiologischer Beziehung zwischen der menschlichen Hypnose und den bei Tieren beobachteten oder bei ihnen durch das Experiment hervorgerufenen Vorgängen eine weitgehende Uebereinstimmung stattfindet. Dagegen fehlt bei den Tieren die physiologische Seite der Hypnose, wenigstens sind noch keine derartigen Versuche angestellt worden. Die Entstehungsart des hypnotischen Zustandes ist also bei Mensch und Tier verschieden, die Symptome sind aber gleich. Die Gleichheit der Symptome ist es aber, die über die Frage der Zusammengehörigkeit zweier Zustände den Ausschlag gibt. Experimente über die Vorgänge im Zentralnervensystem der Tiere haben zur Aufstellung einer Theorie der tierischen Hypnose geführt. Durch die verschiedenen mechanischen Reize, durch die Tiere in Hypnose versetzt werden können, werden bestimmte Hemmungen im Gehirn geschaffen, die die Haupterscheinung der tierischen Hypnose, die Bewegungslosigkeit und das Ausbleiben der Lageveränderung hervorbringen.

Kleines Feuilleton.

Gehörschüler für die Artillerie.

Da es im Felde nie zu vermeiden ist, daß den einzelnen Soldaten bei Explosionen feindlicher Geschosse, Mienen usw. die starken Lufterschütterungen unvorhergesehen treffen, der gewöhnlich geübte Schuß mit Wattepropfen aber ganz bedeutungslos ist, so konnte eine wirksame Schutzvorrichtung, die beliebig lange getragen werden kann, ohne die Hörtrommel bedeutend zu vermindern, sehr segensreich wirken. Die Zahl der Verletzungen des Gehörorgans durch solche plötzlichen Steigerungen des Luftdruckes ist nicht unbedeutend und kann bei selbst geringfügigen funktionellen Störungen zurückzuführen. Die unmittelbare Folge selbst besteht meist in Mittelohrentzündungen und in Labirinthentzündungen, die mit und ohne Trommelfellzerstörungen auftreten. Eine scheinbar sehr einfache und wirkungsvolle Schutzvorrichtung gegen solche Verletzungsmöglichkeiten hat Geh. San.-Rat Dr. A. Chjell nach seiner eigenen Konstruktion in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschrieben. Der Schützer besteht aus zwei luftdichten, verschieden großen Hohlkörperchen, die aneinandergegriffen in ihrer Längsrichtung durchbohrt sind. In dem größeren Hohlraum schwingt eine Metallventilklappe, die bei normalem Druck die Schallwellen ungehindert durchläßt, mit zunehmender Stärke des äußeren Ueberdruckes aber in der kleineren „Clave“ die Klappe einpresst, so daß die Luft nicht durchdringt und diese dicht abschließt. Damit ist eine Schädigung der Gehörteile, nach dem Erfinder mitgeteilten Verichten aus dem Felde, so gut wie unmöglich gemacht. Durch die abgerundete Gestalt der beiden Stücke und ihr Größenverhältnis — die Gesamtlänge beträgt ungefähr 2 Zentimeter — ist ein sicheres und unmerkliches Tragen gesichert.

Belgische Arbeitergärten.

Es hat schon vor dem Krieg Arbeitergärten in Belgien gegeben. Kleine Bintel, in denen ein paar Blumen, der unentbehrliche Tee gegen das „schlechte Blut“ und ein wenig Gemüse gezogen wurden. Aber diese Einrichtung war zufällig, mehr als bescheiden, um nicht zu sagen kümmerlich. Eine Bewegung gleich der unserer deutschen Landenkolonien und Schrebergärten war in Belgien unbekannt.

Der Krieg hat sie geschaffen, die Not des Tages, die Energie. Vielleicht hat mancher am Anfang trozig widerstrebt, denn die erste Anregung kam von deutscher Seite. Klugheit und jener feinere Egoismus, jene Freude am kleinen Gewinn auf dem eigenen Stückchen Erde waren stärker. Heute ist man so weit, daß die Lokalkomitees bereits zu einem Landeskomitee zusammengeschlossen sind, und daß in den unter deutscher Verwaltung stehenden belgischen Provinzen im Februar d. J. bereits etwa 22 000 Arbeiterfamilien jede rund 5 Ar früher brachliegenden Landes bebauten, vorzugsweise um das unentbehrliche Gemüse, das mehr als Brot ist, die Kartoffel, zu züchten. Ueberall im Lande wird gehäht und gepflügt, und jeden Tag greifen die Verteilungen weiter hinaus ins Vorgebirge der Städte und Ortschaften. Das ist ein Stück praktischer sozialer Fürsorge, das man nicht unterschätzen soll. Die Schrebergärten werden bleiben, eine Lehre für die Kleinbürgerschaft, daß der organisierte Zusammenschluß eine Wohltat ist, eine Mahnung für die Kommunen und philanthropischen Gesellschaften. Die Kosten dieser Bewegung sind nicht groß. Das Nationalkomitee steuert zum Beispiel 1 Frank für das Ar bei, 10 Frank Maximum für die Familie.

Notizen.

Theaterchronik. Das Schiller-Theater O bringt Wolph P. Arronges dreitägiges Charakterbild „Nutter Thiele“ am Sonntag zur Schaufführung.

Sommertheater. M. Stadel, der bisherige Direktionsvertreter in der Volksbühne hat vom 1. Juni bis 31. August cr. das Deutsche Theater, die Kammerspiele und die Volksbühne gepachtet und einen großen Teil des Personals der Reinhardt-Bühnen verpflichtet.

Die Volkshaus vom Monde. Wie der Kopenhagener „Socialdemokrat“ berichtet, starb dort der Raffehändler Dalsgaard, der durch einen Annoncentext eine gewisse Verühmtheit erlangte. Eines Sonntagmorgens las man in den Kopenhagener Zeitungen die in Telegrammform gehaltene Mitteilung, daß auf der Sternwarte ein Telegramm von den Mondbewohnern in Lichtzeichen eingetroffen sei. Es lautete: Trinkt draagslad effak. Der Prediger der Thomaskirche verlas die Mitteilung von der Kanzel und brach das Glas, das den Erdbewohnern widerfahren sei. Am nächsten Tage kam Kopenhagen nicht aus dem Lachen heraus, als bekannt wurde, daß das Telegramm rückwärts gelesen hieß: Trinkt Dalsgaards Kaffe.

Endrit Kraupatis.

Eine litauische Geschichte von Ernst Wichert.

Er war nicht wenig erbost gegen den „halsstarrigen alten Kerl“, kam jedoch bald zu der Einsicht, daß es am Ende das Beste sei, ihn laufen zu lassen. Der Müller fand nach dem gestrigen Jubelempfang, daß seine Sache gut stehe. Mehr als einer hatte ihm versichert, daß er Enskat für einen nur halb zurechnungsfähigen Menschen halte. Solchen Leuten träume manchmal etwas, das sie dann meinten erlebt zu haben. Es war nicht anzunehmen, daß man jetzt noch auf ihn hören werde, wenn er denselben Unsinn beharrlich wiederholte. Verdrießlich blieb es allerdings, so einen immer hinter sich zu haben, der sich nicht den Mund stopfen ließ, und jedem in die Ohren schrie: „Der Müller hat doch angestekt.“ Er war freigesprochen — jawohl! Der Staatsanwalt und das Gericht konnten ihm nichts mehr anhaben. Aber er hatte das ganz sichere Gefühl, daß das noch sehr wenig sei. Wenn er völlig wiederhergestellt sein sollte, so müßte auch jeder überzeugt sein, er sei unschuldig verurteilt worden; es dürste niemand den leisesten Zweifel wagen oder auch nur durch ein Gesicht andeuten. Und wer konnte wissen, wie bald er den einen und anderen der lieben Nachbarn verlesen müßte. Gestern schon hatte sich mancher unverkämmt zugedrängt, den er früher kaum über die Achsel angesehen. Enskat konnte ihm noch recht unbehaglich werden. Er überlegte, ob er sich's nicht ein Stück Geld kosten lassen sollte, ihn mundtot zu machen. Aber der eigensinnige Macker wird zuviel fordern — oder gar nicht zu bezahlen sein — oder jedes Angebot ausschlagen. Er ist allein auf der Welt, braucht nichts für sich, ist zufrieden, wenn er seine Pfeife schlechten Tabak hat. Was soll er mit dem Gelde? Ja, wenn eine Tochter noch lebte — das vergißt er mir nicht und ist doch so lange her. — Er beschloß abzuwarten, bis der Alte einmal öffentlich sagen werde, was er ihm unter vier Augen gesagt. Dann könnte er ihn wegen Injurien verklagen. — Das war doch nichts. Dann kommt die Sache krumm herum nochmals vor's Gericht. Und zu nehmen ist dem Lump nichts — die Strafe sitzt er ab — was macht so einer sich aus ein paar Tagen Haft? Und hinterher —

Es ging ihm im Kopf herum. Immer aber kam er wieder darauf zurück: am besten ganz still sein. Da begegnete

ihm im Laufe des Vormittags der Gendarm Krause und rief ihn an:

„Herr Kraupat — auf ein Wörtchen.“

Was er ihm zu sagen hatte, gab seinen Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung.

„Sie sind freigesprochen, Herr Kraupat,“ sagte Krause zu ihm, „und also sind Sie an dem Brande nicht schuld. Es steht fest, daß Sie in der fraglichen Nacht gar nicht in der Mühle, sondern bei der Hölze Balnus gewesen sind. Das hat die Person beschworen. Ein Irrtum in der Zeit ist gar nicht denkbar, denn sie spricht von der Nacht, in der die alte Kraupatischer Mühle abgebrannt ist. Nun hat aber vorher Enskat beschworen, daß er Sie in dieser selbigen Nacht in dieser Mühle gesehen hat. Und auch bei ihm kann von einem Irrtum gar nicht die Rede sein. Hat die Hölze Balnus die Wahrheit gesagt, so hat er gelogen; hat sie einen richtigen Eid geleistet, so hat er falsch geschworen, um Sie ins Unglück zu bringen. Und hat sein Meineid zuwege gebracht, daß nicht nur das Gericht einen Unschuldigen bestraft, sondern daß er auch ein Jahr unschuldig gefesselt hat, so kann ihm das natürlich nicht so hingehen. Ich bin denn auch schon mit Nachdenken beauftragt und frage deshalb zuerst bei Ihnen an, wie Sie sich dazu stellen und ob Sie vielleicht noch einiges Material herbeizuschaffen vermögen. Wir werden dann mit aller Strenge vorgehen. Das sind wir Ihnen schuldig.“

Der Müller war über diese Fürsorge des Staates keineswegs erfreut. „Herr Wachmeister,“ antwortete er respektvoll, „mir wär's schon am liebsten, wenn die ganze Sache jetzt ruhen möchte. Enskat hat meinem Großvater und Vater gedient und ist jetzt ein alter Mann, in dessen Kopf es nicht mehr ganz richtig ist. Seine Tochter spukt da herum, die sich erlaubt hat, weil ich sie nicht heiraten wollte — oder nicht konnte, denn ich war damals ein sehr junger Mensch, mein Vater lebte auch noch, und der hält's nicht zugelassen. Daß es seine Tochter war, hab' ich nicht gewußt, aber es mag sich wohl von damals her ein Groll in sein Herz gefressen haben, daß er mir alles Böse zutraute. Und so bin ich ihm auch in jener Nacht vor die Augen gekommen. Er mag sich ja wirklich einbilden, mich gesehen zu haben.“

Der Gendarm wiegte bedenklich den Kopf. „Man hat doch bisher nicht gehört,“ entgegnete er, „daß Enskat verstorben ist und nicht zu unterscheiden gewußt hat, was ihm träumte und was er wirklich erlebte. Ihre Nachsicht scheint mir nicht am Platze. Die Sache kann unmöglich so hängen bleiben, und Sie tun sich selbst den größten Schaden, wenn

Sie nicht auf eine Untersuchung gegen den rachsüchtigen Menschen dringen. Treibt ihn die geredete Strafe, so wird das Unrecht gesühnt erscheinen, das Ihnen selbst geschehen ist. Geschicht ihm nichts, so könnte leicht mancher meinen, das müßte wohl einen Grund haben.“

Dabei sah er dem Müller so scharf in die Augen, daß der Mühe hatte, nicht mit den Wimpern zu zucken. Er verstand den Beamten. „Sie haben ja ganz recht, Herr Wachmeister,“ sagte er geschmeigelt. „Mir selbst könnte nur lieb sein, wenn ein warnendes Beispiel statuiert würde. Ich weiß nur nicht — es steht da Eid gegen Eid, die Geschworenen werden nicht anbeifhen wollen.“

„Das kommt darauf an,“ meinte der Gendarm, „die Geschworenen sind allemal unberechenbar. Uebrigens kann ich nicht zweifeln, daß man in diesem Prozeß Sie selbst zum Eide zulassen wird.“

„Nicht —?“

„Jawohl, weil Sie ja freigesprochen sind.“

Dem Müller trat der Schweiß auf die Stirn. „Jawohl,“

Ich meine nur, da ich doch gewissermaßen interessiert bin —

„Man kann Ihnen ja doch glauben, daß Sie die Wahrheit sagen. Und es muß Ihnen gerade daran liegen, sie mit einem feierlichen Schwur zu bekräftigen.“

„Jedenfalls,“ stimmte Kraupat zu, „daran liegt mir viel. Ich will es mir überlegen, Herr Wachmeister, auch mit meiner Mutter iprehen. Ergibt sich gegen Enskat noch etwas, so zeige ich's Ihnen morgen an. Belassen Sie sich darauf. Wie steht's? Haben Sie schon getrunken? Wir trinken ein Glas zusammen — was?“

Krause dankte; er mußte sogleich in seinen Bezirk reiten. Wenige Minuten später sah Kraupat ihn auch zu Pferde.

Er ging nicht zu seiner Mutter, sondern zu dem budigen Schreiber, der ihm auch sonst Rat geben sollte, wie er nun am besten zu den Versicherungsgeldern käme. Szamaitat war ihm höchst widerwärtig, mußte aber in guter Laune erhalten werden. Ob er ihm mühen könnte, war zweifelhaft; daß er ihm schaden könnte, gewiß. Es waren in nächster Zeit allerhand Eingaben zu machen, zu denen Kenntnis der Formen gehörte. Dazu sollte der Schreiber seine Feder herleihen. Dafür ließ er sich dann so anständig belohnen, daß zugleich stillschweigend die Dienste vergolten werden konnten, die er schon geleistet. Vielleicht wußte er auch guten Rat, wie der Gendarm beschwichtigt werden könnte. Daß ein neuer Prozeß vermieden werden müßte, das wurde ihm immer klarer bewußt. (Forti. folgt.)

